

Standorte der Wissenschaft

Hans Tuppy

Wenn der Workshop, zu dem die Österreichische Forschungsgemeinschaft uns eingeladen hat, den Titel „Wege zu wissenschaftlicher Exzellenz *in Österreich*“ trägt, sind Begriff, Ziel und Zielerreichung von *wissenschaftlicher Exzellenz* nicht schlechthin zur Diskussion gestellt. Wissenschaft soll nicht nur unter einem *qualitativen* Aspekt betrachtet werden, sondern im besonderen auch unter einem topischen, einem (*stand*)*örtlichen Aspekt – „in Österreich“*, also *in* einem – geopolitisch betrachtet – kleinen staatlichen Gemeinwesen. Dabei ist bedeutsam, dass es *einerseits* politisch, kulturell und wirtschaftlich in größere regionale und globale Zusammenhänge, vor allem auch in die Europäische Union (mit ihrer wissenschaftsrelevanten Zielvorstellung eines europäischen *Bildungs- und Forschungs“Raumes“*) einbezogen, *andererseits* aber auch in sich selbst föderal gegliedert und regional differenziert ist (was ebenfalls bildungs- und forschungspolitische Konsequenzen hat).

Wenn ich im folgenden von „*Wissenschaft*“ rede, dann meine ich speziell die wissenschaftliche Forschung, also die *forschende Wissenschaft*. Ich gebrauche die Termini Wissenschaft und wissenschaftlich nicht im engeren angelsächsischen Verständnis von „science“ und „scientific“, sondern im umfassenderen deutschsprachigen Sinne, also nicht auf die Natur- und Sozialwissenschaften beschränkt, sondern die Formel-, Geistes- und Kulturwissenschaften einschließend. Ich bedenke die Wissenschaften *mitsamt ihren bildungsrelevanten, anwendungswissenschaftlichen, erfinderischen und innovatorischen Aspekten*. In Anbetracht der Vielzahl und Vielfalt der wissenschaftlichen Disziplinen, der an sie geknüpften Erwartungen und ihrer Kosten ist folgende Frage eine kulturpolitische, wissenschaftspolitische und regionalpolitische Kernfrage: *Welche* wissenschaftlichen Fachbereiche sollen *an welchen Orten* institutionell vertreten sein, allenfalls gestärkt, allenfalls im Hinblick auf Spitzenleistungen ausgebaut, allenfalls neu angesiedelt werden?

Wenn von *Exzellenz* die Rede sein wird, müssen wir uns vergegenwärtigen, dass Exzellenz keine absolute Größe oder Höhe ausdrückt, sondern eine *Relation*. Ob wir zu den lateinischen Wörtern [*excellens, excellentia*] zurückgehen oder uns an das Deutsche halten [*hervorragend, vorzüglich, vortrefflich; Vorrang, Vorzug; Vorzüglichkeit, Vortrefflichkeit*], es geht um ein „Höheres“ oder „Größeres“, bezogen auf einen niedrigeren Pegel, auf ein tieferes Niveau. Wenn dieses niedrig ist, mag auch, was als exzellent erscheint – „hervorragende“ Persönlichkeiten, Institutionen oder Leistungen – nicht gar so „prächtig“ sein; wenn aber das Vergleichsniveau sehr hoch angesetzt wird, wird „darüber hinaus“ die Luft schon recht dünn, und dann mag eine erhabene Spitze eher abgehoben und einsam bleiben. Wenn wir Exzellenz erstreben, müssen wir also wissen, *woran* wir *Maß* zu *nehmen* haben, und selbstverständlich, *was* und *wie* vergleichend zu messen ist. Unter diesem Blickwinkel betrachtet sind viele „Rankings“ mit Vorbehalt zu werten; auch die offizielle Zielvorstellung „Weltklasse-Universität“ bleibt unbestimmt und nicht operationalisierbar, so lange wir uns nicht darüber ins Klare gekommen sind, von *welcher* Welt wir reden und wie hoch deren wissenschaftliches Niveau zu veranschlagen ist.

Exzellenz muss aber auch in einer *zeitlichen Dimension* betrachtet werden. Forscherpersönlichkeiten oder Institutionen, die wir gegenwärtig als vergleichsweise exzellent erachten, waren es nicht immer; sie mussten sich „hinaufarbeiten“. Und dass „exzellente“

Persönlichkeiten oder Institutionen im Laufe der Jahre manchmal stark „abbauen“ können, ist eine unabstreitbare, traurige Tatsache.

Bei unserem Workshop sollen „Wege zu wissenschaftlicher Exzellenz“ erkundet werden, also Wege zu höherer, womöglich bedeutend höherer wissenschaftlicher Qualität. Ziel ist, solche Wege zu ebnen oder gar neu zu bahnen. In meinem Referat kann und will ich mich nur einigen Aspekten dieses ambitionierten Wegebau-Programms zuwenden, solchen, die mit dem *akademischen Feld und Umfeld wissenschaftlicher Aktivität* zusammenhängen, und das mit besonderem Hinblick auf die standörtlichen Verhältnisse in Österreich.

Zielorte für Wissenschaftler

Halten wir zunächst fest: Es sind hierzulande, so wie weltweit, die begabten und hochmotivierten *Wissenschaftler selbst*, für welche die Erringung sehr guter, noch besserer, ja möglichst exzellenter Forschungsleistungen und -resultate ein lockendes und lohnendes Ziel ist. Das gilt natürlich vor allem für die jungen, die „nachwachsenden“ Wissenschaftler, aber auch für ältere, „gestandene“ Wissenschaftler. (Es kann *hier* nicht erörtert werden, welches Bildungs- und Erziehungssystem und warum ein solches darin mehr oder weniger erfolgreich ist, wissenschaftlichen Hoffnungsträger „auszubrüten“).

Gewiss, nicht *alle*, die sich für Wissenschaft interessieren, sind dafür wirklich begabt, aber es sind gar nicht so wenige. Gerade auch unser relativ kleines Land Österreich verfügte nicht nur in der Vergangenheit, sondern verfügt auch gegenwärtig über eine beachtliche Zahl intellektuell sehr befähigter, einfallsreicher, kommunikationsfähiger, motivierter und motivierender Forscherpersönlichkeiten, welche die Wissenschaft voranbringen und weit überdurchschnittlich gute wissenschaftliche Leistungen erbringen können. Für solche Persönlichkeiten ist die Erarbeitung, Erweiterung, Vertiefung und Verwertung wissenschaftlicher Methoden und Erkenntnisse *ihr* vorzüglicher *Weg* zur sinnvollen beruflichen Lebenserfüllung. Auf deren Förderung bottom-up wird in einem nächsten Abschnitt unseres Workshops gezielt eingegangen werden.

Solche befähigten, rührigen, ambitionierten Wissenschaftler können sich aber nicht verwirklichen, wenn ihnen – individuell und gemeinsam mit Kollegen und Mitarbeitern – nicht *günstige Milieubedingungen* gewährt werden, die eine produktive Entfaltung möglich machen.

„... certain *intellectual abilities* should determine what a scientist is *able* to do. His *motivation* and his *environmental opportunities* help to determine *what he will* do.“ (J.P.GUILFORD, 1964).

Unter „environmental opportunities“ sind zunächst günstige Verhältnisse unmittelbar „*an Ort und Stelle*“ „*in situ*“, „*on the spot*“ zu verstehen, dort wo das wissenschaftliche Streben und Forschen vor sich geht“. Zu den *institutionellen Voraussetzungen* gehören: ein interessantes Arbeitsthema, gute infrastrukturelle Ausstattung (EDV, bibliothekarische Unterstützung, apparative Ausstattung), ein nicht zu starres und nicht mit anderen Aufgaben überfrachtetes Arbeits- und Zeit(!)budget, selbstverständlich auch „ordentliche“ persönliche Bezüge. Zu den in-situ-Voraussetzungen gehört aber *vor allem*: eine *stimulierende gruppensituation*, viel Gelegenheit zu anregenden Kontakten, Mentoren die motivieren, raten und sich motivieren lassen, Kollegen die helfen können und wollen, eine Führung die verständnisvoll und hilfreich ist. Eine solche „environmental opportunity“ ergibt sich kaum von heute auf morgen; sie ist meist das Ergebnis einer längerdauernden beharrlich geförderten Entwicklung. Sie entscheidet über *Erfolg, Prestige und Attraktivität* einer wissenschaftlichen

Einrichtung. Sie ist es, die – mehr als alles andere – der wissenschaftliche Nachwuchs auf dem Weg zu wissenschaftlicher Exzellenz braucht, aber auch arrivierten Forschern und Lehrern not tut, wenn sie nicht „abbauen“ oder „ausbrennen“ sollen. Wenn eine Förderungsagentur (von der Art des FWF) vor gewichtigen Finanzierungsentscheidungen eine „*site visit*“ vornimmt, um vor Ort den Wert eines zu fördernden Projekts oder Programms zu ermessen, kommt es nicht bloß auf die Qualität der einzelnen Förderungswerber und ihre Sachausstattung an, sondern speziell auch auf die gruppensituation in ihrem Arbeitsmilieu, ihrem Labor, ihrer Abteilung. Sie ist für die Erfolgchance einer künftigen forschenden Arbeit wesentlich mitentscheidend.

Wenn es in einem Labor oder Institut oder Department an einem hilfreichen Mentor, an motivierten Kollegen und an forschender Begeisterung fehlt, dann ist jeder Adept der Wissenschaft, der Höheres im Sinne hat, wohl beraten, die Stätte zu verlassen und eine bessere aufzusuchen.

Den „Weg zu wissenschaftlicher Exzellenz“ einzuschlagen, bedeutet für den ambitionierten Forscher, eine Stätte zu wählen, die hohe Qualität und Animation verbürgt, aber auch die Bereitschaft zum *Standortwechsel*. Nichts fördert wissenschaftliche Kreativität mehr, als an mehreren hervorragenden Forschungsstätten gearbeitet zu haben.

So monomanisch und in der Wissenschaft versponnen *manche* Forscher sind oder erscheinen mögen, so zeigt sich doch, dass die *meisten* aufgeschlossenen Wissenschaftler (sicher die meisten österreichischen Wissenschaftler) - von Perioden der Feldforschung abgesehen - das Bedürfnis auch nach einem „aufgeschlossenen“ kulturellen, sozialen und wirtschaftlichem *Umfeld* für sich und „die ihren“ haben. Dazu gehören Kindergärten und Schulen, auch fremdsprachige für Kinder ausländischer Herkunft, Berufsmöglichkeiten für den Partner / die Partnerin, gute ärztliche Versorgung, unkomplizierte Deckung von Konsumbedürfnissen, Möglichkeiten zu nebenberuflichem und zivilgesellschaftlichem Engagement – und auch erholsame oder herausfordernde Freizeitaktivitäten (Geselligkeit, Musik, Sport, erfrischende Natur...).

Ich behaupte – und habe dafür empirisch belegbare Argumente – dass gerade auch sehr erfolgreiche und renommierte Wissenschaftler, welche die Möglichkeit der Wahl zwischen verschiedenen Arbeitsstätten haben, bei dieser Entscheidung nicht nur die gebotenen Forschungs- und Entwicklungsmöglichkeiten, auch nicht nur die persönlichen Bezüge im Auge haben, sondern auch die „*Lebensqualität*“ *im Umfeld*. Was Lebensqualität anlangt, befinden sich Österreich, und in Österreichs einige „sites“ ganz besonders, in einer vorteilhaften Situation („Österreich als Kalifornien Europas“). Wenn es gilt, Österreich als Wissenschaftsstandort zu stärken, hervorragende inländische Wissenschaftler im Lande zu halten und hervorragende Ausländer bei uns „anzusiedeln“, stellt diese hohe Qualität einen nicht geringen Aktivposten dar.

So kooperativ Forscher und Forschergruppen auch sein mögen, sie stehen mit anderen ähnlicher Art in fachlichem und bisweilen auch, was Finanzierungsmittel anlangt, in monetärem Wettbewerb. Nicht weniger stehen auch die Institutionen und Standorte, in denen und an denen Wissenschaft betrieben wird, zueinander in Konkurrenz. Innerhalb Österreichs befinden sich neuerdings, auf Grund und im Sinne des UG 2002, die Universitäten zueinander in einer verschärften Konkurrenzsituation, insbesondere im Hinblick auf den staatlichen Anteil ihrer Finanzierung. Bei den Leistungsvereinbarungen, welche die Universitäten mit dem zuständigen Ressort abzuschließen haben werden, sollten exzellente wissenschaftliche Leistungen – neben anderen Kriterien – ein wichtiges Positiv-Argument sein. Wenn dem so ist, werden sich die Universitäten (und auch andere wissenschaftliche Institutionen) verstärkt

um die Etablierung und Pflege von Forschungseinheiten, die für treffliche Forscher attraktiv sind und die Erzielung hervorragender Forschungsergebnisse erhoffen lassen, bemühen müssen.

Österreich als Standort

Welches Interesse haben Gebietskörperschaften, vorab der *österreichische Staat*, daran, dass *hierzulande* sehr gute Wissenschaftler als Forscher und Lehrer am Werk sind und Gelegenheit erhalten, ihre Arbeit exzellent zu verrichten?

Österreich hat ein *kulturstaatliches Interesse*: In geschichtlichem Rückblick und in gegenwärtiger Selbsteinschätzung identifiziert und „preist“ sich Österreich nicht zuletzt auf Grund besonderer kultureller Leistungen. Von kulturellen Leistungen und ihren Trägern, zu denen solche *der Wissenschaft* und der Kunst gehören, bezieht Österreich nationales Selbstbewusstsein, aber auch internationales Renommee. Und das muss der Staat sich schon etwas kosten lassen.

Die Förderung von bedeutsamer Wissenschaft gehört wohl unbestritten zu den kulturpolitischen Aufgaben des aufgeklärten Staates. Im Hinblick auf die von ihm alimentierten *wissenschaftlichen Anstalten* hat sich die Zielvorstellung des Staates jedoch gewandelt. Im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert hatten die wissenschaftlichen Anstalten des (National-)Staates die vornehmliche Aufgabe, ihm eine erlesene Schar philosophisch und fachwissenschaftlich gebildet *Staatsdiener*, vor allem Beamte und andere staatstragenden Funktionäre (Priester, Ärzte, Lehrer, Rechtspfleger) zu präparieren; seither jedoch kommen die an den Universitäten in zunehmender Zahl wissenschaftlich Auszubildenden und Ausgebildeten sowie die von ihnen erwartete Kompetenz (und Exzellenz?) dem Staat immer weniger direkt, sondern indirekt zugute – durch *Hebung des allgemeinen Wissenspotentials*, des Kreativitätspotentials, des Innovationspotentials der Bürger. Von wissenschaftlicher Bildung und im besonderen auch von signifikanten wissenschaftlichen Leistungen erwartet sich der Staat eine Sicherung und Mehrung des geistigen und materiellen Wohlstandes, kulturelle, soziale und wirtschaftliche Innovationen. Der Staat kann gegenüber der Wissenschaft, insbesondere der sehr aufwendigen experimentellen Wissenschaft, in nur mehr eingeschränktem Maße als ein Mäzen, der Gelder „a fonds perdu“ vergibt, auftreten. Von der alimentierten Wissenschaft wird erwartet, dass sie, wenn auch in der Regel nicht unmittelbar und kurzfristig, so doch indirekt und auf längere Sicht, dem Staate Rückflüsse sichert (durch Lehre, durch Nachwuchspflege, durch Beratung, durch Lieferung von verwertbaren Ideen, durch Gründung von „wertschöpfenden“ kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Unternehmen, durch Sicherung und Vermehrung, Erneuerung und Höherqualifizierung von Arbeitsplätzen..).

Sozioökonomisches Interesse: Die Staaten und Regionen der Welt, die um Erhaltung und Vermehrung der Prosperität ringen, sind unausweichlich einem strengen ökonomischen Wettbewerb ausgesetzt. Die sozioökonomisch entwickelten Länder können ihren Wohlstand, auch ihren anspruchsvollen kulturellen Wohlstand, nur dann und dadurch erhalten, dass sie über sehr gut, ja, *besser* vor- und ausgebildete Menschen verfügen, die mit dem sich rasch erneuerndem Wissen und Know-How umgehen und exquisite Problemlösungen anbieten können; die bereit und imstande sind, *neue, verbesserte, innovative* Verfahren und Produkte zu entwickeln und einzusetzen; intelligente, wertvolle Serviceleistungen zu erbringen.

Mehr und besser Gebildete und Ausgebildete, *besser* verarbeitetes und umgesetztes Wissen und der Transfer von wissenschaftlich fundierten Ideen und Resultaten in die Berufssphäre und in die ökonomische Wertschöpfung sind Voraussetzung dafür, dass auch in Zukunft eine

verhängnisvolle Einbuße an qualitativ gehobenen, produktiven und zufriedenstellenden Arbeitsplätzen vermieden werden kann. Ohne ein gutes Abschneiden im wirtschaftlichen Wettbewerb kann ein Gemeinwesen sozialen Wohlstand und Lebensqualität (einschließlich Güte der Umwelt) nicht aufrechterhalten. Wenn die staatliche Bildungs- und Wissenschaftspolitik Einrichtungen der forschenden und lehrenden wissenschaftlichen Entwicklung und die in diesen gedeihende *Forschungsarbeit hervorragender Wissenschaftler* besonders fördert, dann in der Erwartung, dass aus deren kreativer, ideenreicher und unkonventioneller Forschung am ehesten jene *innovativen Erkenntnisse und Ergebnisse* hervorgehen, deren Verwertung der Gesellschaft im allgemeinen und der Wirtschaft im besonderen *die größtmöglichen Impulse* geben können.

Der Staat muss sich speziell auch darum sorgen, dass die Forschung und Lehre gerade solcher Forscher, die die beste Gewähr bieten, in absehbarer Zukunft besonders *innovativ* wirksam zu werden, *im Lande* und zu dessen Nutzen vor sich geht; dass also in der Forschung *kein verlustbringender (Netto-)Brain-Drain*, sondern ein bereichernder Brain-Gain erfolgt.

Wenn *die Europäische Union* die europäische Bildung, Wissenschaft, Forschung und Entwicklung zu befördern sucht – einschließlich der Förderung von wissenschaftlicher „Exzellenz“ –, so hat sie erst recht nicht den rein wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt im Auge, sondern eine Verbesserung der Position Europas, vor allem im „kontinentalen“ *Wettbewerb zwischen den USA, Europa und dem Fernen Osten*. Europa hat mit der Wirtschaftsdynamik Amerikas, zu der die Umsetzung amerikanischer Forschungsleistungen einen wesentlichen Beitrag leistet, nicht Schritt gehalten; Europa hat schwere kognitive und wirtschaftliche Verluste dadurch erlitten, dass Wissenschaftler aus europäischen Ländern in die USA abgewandert sind. Auf der anderen Seite treten Japan und die schnell aufstrebenden bevölkerungs- und intelligenzreichen Staaten Ost- und Südostasiens (China, Korea, Indien) mit Europa (und den USA) in eine immer herausforderndere Konkurrenz auf wirtschaftlicher Ebene, aber auch auf dem Gebiete der Bildung, der Forschung und Entwicklung.

Vor viereinhalb Jahren verkündeten die Wissenschaftsminister der EU bei einem Treffen in Lissabon, dass die Europäische Union innerhalb von 10 Jahren „der wettbewerbsfähigste und dynamischste wissensbasierte Wirtschaftsraum der Welt“ sein solle. Wie es jetzt aussieht, wird dieses Lissabon-Ziel bei weitem nicht erreicht werden. Im „*Europäischen Forschungsraum*“ werden wohl viele nützliche, allerdings bürokratisch aufwendige Kooperationen zwischen wissenschaftlichen Institutionen und zwischen diesen und Wirtschaftsunternehmen in Europa geknüpft. Diese Kooperationen sind zweifellos im Hinblick auf eine stärkere innereuropäische Vernetzung und auf die Förderung gemeinsamer technischer Entwicklungen, welche die Kraft der einzelnen Mitgliedsländer überschreiten, von großem Gewinn. Ob sie auch zu neuen wissenschaftlichen Ideen und exzellenteren Leistungen führen, die zu größeren Durchbrüchen führen könnten, ist nicht so sicher – so beträchtlich auch die Geldsummen sind, die von den Mitgliedsstaaten für die gemeinsame Forschung nach Brüssel und von dort in die Forschung und Entwicklung der Mitgliedstaaten zurück fließen.

Jedenfalls kann die EU den einzelnen Staaten ihre eigenen Anstrengungen auf dem Gebiet der Wissenschaft (und auch deren Lehre) nicht ersparen, vor allem nicht auf dem Gebiet der grundlagenorientierten freien, kreativen, zu Exzellenz tendierenden Forschung. Die EU kann (und soll) den *Mitgliedstaaten* auch nicht deren nationale und regionale Aufgabe abnehmen, eine *eigene wissenschaftliche Standortpolitik* – natürlich mit grenzüberschreitenden Vernetzungen und Kooperationen – zu betreiben.

Standorte in Österreich

Die Mehrzahl der wissenschaftlichen Hochschulen Österreichs, die sich „Universitäten“ nennen, sind vom klassischen Begriff einer „universitas litterarum“ weit entfernt; sie bieten wissenschaftliche Forschung und Lehre auf einem eingeschränkten Gebiete des Wissens und Könnens an. Die Bestrebung, einer Verzettlung der universitären Ressourcen in Österreich entgegenzuwirken und auf bestimmten Forschungsgebieten durch *lokale Schwerpunktbildungen* „kritische Größen“ zu erreichen, wird in Zukunft zu verstärkter Agglomeration fachverwandter universitärer Einrichtungen in „Zentren“ führen. Auch die Österreichische Akademie der Wissenschaft hat die meisten ihrer wissenschaftlichen Institute an Orten, an denen sich universitäre Einrichtungen befinden, und zum Teil in unmittelbarer Nachbarschaft und Verbindung zu diesen situiert. „Akademische“ Schwerpunktsetzungen vermögen einen Sog auch auf andere Institutionen des tertiären Bildungssektors, auf Institute der kooperativen Forschung und auf wirtschaftliche und kulturelle Einrichtungen auszuüben. Andererseits können auch wirtschaftliche, kulturelle und edukative Unternehmen ein wohlbegründetes Interesse an einer dem Wissenstransfer dienenden Cluster-Bildung unter Einbeziehung universitärer Fakultäten oder Institute haben. In den letzten Jahren haben sich *Bundesländer und Gemeinden* im Rahmen ihrer Infrastrukturplanung und Standortpolitik verstärkt, auch unter nennenswerter materieller Beteiligung, um die Entstehung solcher Clusters angenommen. Die Bündelung von fachverwandten und komplementären Einrichtungen der wissenschaftlichen Lehre, Forschung und Entwicklung sowie des privaten Unternehmensbereiches in kommunikationsfördernder Nachbarschaft und Kooperation verspricht mutuelle Vorteile. Durch die Bündelung von Ressourcen von Staat, Bundesland, Gemeinde und privaten Investoren erhält die regionale Schwerpunktbildung den erforderlichen Schub. Aus eigener Erfahrung kann ich von einer erfolgreichen Clusterbildung berichten, die zeigt, dass regionale Standortpolitik und das Streben nach wissenschaftlicher Exzellenz miteinander vereinbar und einander hilfreich sein können.

Die Wiener Tochter des Pharmaunternehmens Boehringer Ingelheim betrieb seit den 60er Jahren in Wien-Meidling biochemische und pharmakologische Arzneimittelforschung und molekularbiologische Entwicklungsarbeit unter wesentlicher wissenschaftlicher Beteiligung von Absolventen der Universität Wien. In den späteren 80er Jahren beschloss Boehringer Ingelheim, anfänglich gemeinsam mit einem amerikanischen Unternehmen, in Wien das als „Institut für Molekulare Pathologie“ (IMP) prominent gewordene Forschungsinstitut zu errichten und zu betreiben. Dieses im 3. Bezirk (St. Marx) erbaute Institut, das zunächst unter der wissenschaftlichen Leitung eines hervorragenden Schweizer Molekularbiologen stand, derzeit von einem nicht weniger hervorragenden britischen Kollegen geleitet wird und seine talentierten Mitarbeiter international anwirbt, widmet sich der Erforschung der molekularen Vorgänge bei der Zellteilung und Zelldifferenzierung, wie sie für das normale Wachstum und die normale Entwicklung der Lebewesen grundlegend sind, aber im Störungsfalle auch zu pathologischen Fehlentwicklungen wie z.B. zu Tumorerkrankungen führen können. Mit dem IMP hat Boehringer Ingelheim ein Ohr am Puls des molekularbiologischen und –pathologischen Fortschritts und einen rascheren Zugang zu potentiell medizinisch verwertbaren Erkenntnissen. In die Errichtung und den Betrieb des IMP in Wien setzte und setzt das in Familienbesitz stehende und langfristig planende Unternehmen Boehringer Ingelheim sehr beträchtliche Mittel ein. Doch auch das Land Wien leistete zur Aufschließung des Geländes und zur Ansiedlung des IMP und der anschließenden Institutionen kräftige Beiträge. Von Beginn an war es eine der Bedingungen für die Etablierung des IMP, dass am Standort in Wien-St. Marx auch biomedizinische Institute der Universität Wien angesiedelt und geeignete Einrichtungen gemeinsam genutzt werden (Bibliothek, Vortragssaal, Cafeteria, Tierstallungen u.a.). Das mit Mitteln des Bundes errichtete Gebäude der Universität Wien und das des IMP sind miteinander baulich und vertraglich verbunden. Zwischen IMP und Universität gibt es

tragfähige und erfolgreiche Kooperationen auf dem Gebiete der Forschung, aber auch der wissenschaftlichen Lehre, so ein gemeinsames Doktorandenprogramm. Im Hinblick auf zu erwartende Synergien zieht die Österreichische Akademie der Wissenschaften derzeit auf dem Gelände in St. Marx ebenfalls ein Forschungsgebäude für zwei ihrer Institute hoch, die auf den Gebieten der „roten“ und der „grünen“ Molekularbiologie tätig sind und deren vielversprechende Mitarbeiter gleichfalls weiträumig rekrutiert werden. Auf dem Areal in St. Marx ist ferner, mit öffentlichem Mitteleinsatz, ein Forschungsgebäude für die vorübergehende Unterbringung von biomedizinischen Start-up-Unternehmen errichtet worden. Eine ganze Reihe von solchen, vor allem aus dem universitären Bereich hervorgegangen, sind im Werden und im Wachsen, eines davon mit beachtlicher internationaler Risikofinanzierung. Auf dem gleichen Areal dienen eine Schule für technische Assistent(inn)en und eine Fachhochschule der Nachwuchspflege. Die räumliche Akkumulation der genannten Institutionen im „**Vienna Biocenter**“ erleichtert häufige und engere fachliche, transdisziplinäre und auch gesellige Kontakte zwischen den Beteiligten, ja, drängt sie ihnen auf.

Was hat nun aber das „Biozentrum“ in Wien-St. Marx mit wissenschaftlicher Exzellenz zu tun? Das IMP hat, im Vergleich mit anderen prominenten europäischen und amerikanischen Forschungsinstituten, unbestritten den Rang eines „**Center of Excellence**“. Der internationale Qualitätsanspruch und der „spirit of research“ strahlen vom IMP auf die Einrichtungen der Universität und der Akademie der Wissenschaften aus. Vor allem auch zeigt das Beispiel des „Biozentrums“, dass „wissenschaftliche Exzellenz“ **nicht nur auf dem Gebiete der sogenannten „reinen“ Grundlagenforschung** erstrebenswert und erreichbar ist, sondern auch auf dem Gebiete der thematisch umschriebenen, Anwendungs- und Verwertungsperspektiven eröffnenden Forschung.

*Univ.Prof. Dr. Hans Tuppy
Medizinische Universität Wien
Institut f. Biochemie
Dr.Bohr-Gasse 9
A 1030 Wien
hans.tuppy@univie.ac.at*